

„Umänderung der Denkart“. Mission angesichts forcierter Säkularität

Vortrag bei „die pastorale!“ in Magdeburg am 19.9.2019

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee, Leipzig; vormals: Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt, Lehrstuhl für Philosophie – Kontakt: eberhard.tiefensee@web.de

© Alle Rechte beim Autor - Abdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung! - Es gilt das gesprochene Wort!

---

„Forcierte Säkularität“ – so nannte die Leipziger Religionssoziologin Monika Wohlrab-Sahr die Situation hier in den neuen Bundesländern. Bis heute unterscheidet sich diese unsere Region von den alten Bundesländern, wie die letzten Landtagswahlen zeigten. Aber nicht nur im Wahlverhalten: Sie ist auch die Gegend mit dem am weitesten fortgeschrittenen Religionsrückgang: 70-80 Prozent der Bevölkerung, Stadt und Land umfassend, fühlen sich keiner Konfession zugehörig. Sie gelten als konfessionsfrei oder – wie die Fachleute sagen – religiös indifferent. Forciert ist diese Säkularität zu nennen, weil sie Ergebnis zweier Säkularisierungswellen ist: Einerseits der aus dem Westen kommenden kulturellen Säkularisierung, die man salopp einfach als den Zeitgeist bezeichnen kann, welcher der Religion im allgemeinen und dem Christentum im speziellen Schwierigkeiten macht, und andererseits der aus dem Osten kommende politische Druck, der schon in der Nazizeit beginnend, dann aber besonders unter dem Markenzeichen Marxismus-Leninismus die Christen in dieser Region zusätzlich bedrängte und dezimierte. Diese toxische Mischung hat zu der Situation geführt, wie wir sie vorfinden. Details muss ich niemandem hier im Raum beschreiben, der aus Ostdeutschland angereist ist. Damit den Anwesenden aus den alten Bundesländern aber nicht zu wohl wird: Der Westen holt auf: War das Verhältnis bei den Prozentzahlen der Konfessionslosen kurz nach der Wiedervereinigung 73 zu 11, war es 20 Jahre später bei 78 zu 31 – mit steigender Tendenz.

Diese Situation ist für die christliche Verkündigung neu. Noch nie in seiner 2000jährigen Geschichte ist es auf eine Kultur getroffen, die weitgehend ohne Religion oder Religiosität ist. Immer waren religiöse Vorstellungen verbreitet, die Anknüpfungspunkte für diese Botschaft boten, Vorstellungen, die dann gereinigt oder auch bekämpft worden sind. Bonifatius konnte in der Mitte Deutschlands eine heilige Eiche umsägen, um den Sieg des Christentums zu demonstrieren. Aber was bitte soll man in Ostdeutschland umsägen?

Außerdem hat sich inzwischen eine solche Vielfalt von Lebenseinstellungen etabliert, dass der Religionswissenschaftler Charles Taylor sie mit einer Sternexplosion, einer Nova vergleicht. Was im 19. Jahrhundert in den Eliten begann, dass es Materialisten, Traditionalisten, Nihilisten, Romantiker und Monarchisten, Sozialisten usw. gab, während die volksskirchliche Basis noch weitgehend intakt und homogen blieb, hat sich inzwischen bis an die Küchentische und Familientreffen ausgebreitet: Eltern können oft die Einstellungen ihrer Kinder zu Glauben, Familienbild, Freizeitvorlieben etc. nicht mehr nachvollziehen. Enkel verstehen die Welt ihrer Großeltern nicht mehr. Wie essen und wohnen, Kinder ja oder nein, wie leben oder sterben? Fachleute sprechen von einer Vielfalt „existentieller Kulturen“. Und diese Entwicklung ist nicht zurückzudrehen, im Gegenteil: Sie findet inzwischen sogar in jeder und jedem von uns selbst statt: Die anderen sind immer präsent. Bei allem, was mir wichtig und heilig ist, weiß ich: Das sehen andere anders. Und so wohnt in jedem Christen inzwischen auch ein kleiner Atheist. Man switcht zwischen den verschiedenen Lebenseinstellungen: je nach Umständen und je nach Lebensabschnitt. Das war früher in den traditionell geprägten volksskirchlichen Regionen nicht so, wo man selbstverständlich katholisch oder evangelisch war. Und: Die Supernova erfasst inzwischen auch andere religiöse Kulturen wie zum Beispiel die Muslime.

Was sich deshalb nahelegt, ist ein Nostalgieverbot. Sicher war es früher schöner und geordneter, alle Kinder katholisch verheiratet und alle Enkelkinder getauft waren, als die Jugendgruppe florierte, die Kirche voll war und jedes Dorf einen Pfarrer hatte. Aber das ist vorbei und kommt aller Voraussicht nach nicht wieder! Das heißt nicht, dass man diese Erinnerungen

verdrängen und die Tradition kappen soll. Das wäre für das Gottesvolk tödlich, das sich auf eine mindestens dreieinhalbtausend Jahre stützt, eine sehr alte Bibel inklusive. Aber wehe, wenn wir uns in der Vergangenheit wieder einzurichten versuchen. Wer die Hand an den Pflug legt und wehmütig zurückschaut, taugt nicht für das Reich Gottes. „Wir sind ohne Zögern bereit“, schrieben 1996 die französischen Bischöfe an ihre Gläubigen, „uns als Katholiken in das kulturelle und institutionelle Gefüge der Gegenwart, das vor allem durch Individualismus und Laizismus gekennzeichnet ist, einzubringen. Wir lehnen jede Nostalgie nach vergangenen Epochen ab, in denen angeblich das Prinzip der Autorität unangefochten galt. Wir träumen nicht von einer unmöglichen Rückkehr zur sogenannten ‚Christenheit‘.“ Man kann es auch mit dem Pastoraltheologen Rainer Bucher so sagen: „Gegen die Realität hilft kein Wünschen. Sie stellt Aufgaben.“

Also These 1: Wir stehen in einem Umbruch, der mit dem der Reformation vergleichbar ist, und da meine ich weniger die derzeitigen Strukturreformen in der Kirche oder alle Diskussionen, die mit dem „synodalen Weg“ zusammenhängen, so wichtig das alles sein mag, sondern vor allem eben das: Die Kirche muss sich in dieser neuen, weitgehend religionsfreien Umgebung zurechtfinden, und sie wird sich dabei verändern müssen. Denn wenn wir ehrlich sind: Die Situation erzeugt viel Ratlosigkeit, obwohl die Ausgangslage der forcierten Säkularität schon länger bekannt ist: Noch nie ist soviel intellektuelle und personale und institutionelle Manpower in die kirchliche Verkündigung inklusive religiöse Erziehung und in liturgische Erneuerung gesteckt worden wie im Westeuropa der letzten 150 Jahre. Die theologischen Institute und die Ordinariate waren und sind doch nicht faul. Die „pastorale“ ist ein Teil dieser Bemühungen. Aber noch nie war das Ergebnis so dürftig wie in den letzten 150 Jahren. Das gibt doch zu denken!

Deshalb These 2: Wir sind vielleicht zu einer „kopernikanischen Wende“ aufgefordert – oder mit Kant: „Umänderung der Denkart“. Der Philosoph Immanuel Kant sah sich mit der Situation konfrontiert, dass es mit der Metaphysik in den entscheidenden Fragen nicht recht weitergehen wollte und propagierte deshalb eine „Umänderung der Denkart“. Damit begründete er die sogenannte Transzendentalphilosophie. Das näher auszuführen, ist hier nicht notwendig. Er verglich seine Idee einer „Umänderung der Denkart“ mit der Wende des Kopernikus: Als es im 16. Jahrhundert (übrigens im Zeitalter der Reformation) mit dem ptolemäischen Weltbild wegen der vielen Zyklen und Epizyklen nicht mehr vorangehen wollte, schlug Kopernikus vor, einfach die Plätze zu tauschen: Nicht die Erde steht fest und die Sonne bewegt sich, sondern die Sonne steht fest und die Erde kreist um sie. Das war genial: Die Himmelsmechanik wurde einfacher und durchschaubarer. Natürlich war es schwer umzudenken. Die Erde, vorher im Zentrum, war jetzt irgendwo am Rand, das war schmerzlich für unser Selbstbewusstsein. Bis heute sprechen wir vom Sonnenaufgang und –untergang, obwohl jedes Schulkind weiß, dass da nichts auf- und untergeht, sondern die Erde sich dreht.

Was also würde passieren, wenn wir bei unserem Nachdenken über eine Pastoral der Zukunft einen ähnlichen Platztausch vornehmen? Und wie könnte der aussehen?

Wichtige Vorbemerkung: Eine „Umänderung der Denkart“ ist schwer. Man kann den Geist nicht umschalten wie ein Getriebe. Wer ein krummes Holz gerade biegen will, muss nach der anderen Seite überziehen, das wusste schon der alte Aristoteles. Wenn wir unsere Denkweise, unsere Perspektive ändern wollen, müssen wir notwendig ins Gegenteil überziehen. Und das werde ich im Folgenden. Ich werde einige Blickwinkel überbetonen. Aber anders geht es meiner Ansicht nicht. Und es tut wahrscheinlich stellenweise weh.

Wie also könnte eine solche „Umänderung der Denkart“ aussehen? Zum Glück fordert uns unser eigener Glaube ständig dazu auf, wenn wir in die Bibel schauen. An einer zentralen Stelle im Lukas-Evangelium einigt sich Jesus mit einem Gesetzeslehrer sehr rasch, was zusammen mit dem Gebot der Gottesliebe das wichtigste Gebot ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ Bekanntlich stellt der Gesprächspartner daraufhin die Frage: „Und wer ist mein Nächster?“, worauf Jesus das bekannte Gleichnis vom barmherzigen Samariter

erzählt. In aktuellen Predigten wird zumeist darauf hingewiesen, dass nur, wer sich selbst liebt, seinen Nächsten lieben kann. Das ist psychologisch sicher gut beobachtet, aber vermutlich nicht der Witz dieses Lehrgesprächs, sonst wäre es anders verlaufen. Denn der Gesetzeslehrer und auch wir haben wahrscheinlich als Ausgangspunkt die Vorstellung: Meine Nächsten sind die Familienangehörigen. Familie geht vor allem. Da sind sich bis heute Christen und Nichtchristen, Glaubende und Religionslose einig: Familie ist der höchste Wert (manche behaupten sogar, es sei ein zentraler christlicher Wert), dann kommen die Freunde und die näheren Bekannten, dann alles übrige. Politik kommt übrigens in der Werteskala immer ganz am Ende – zusammen mit Religion. Zumindest hier in Westeuropa gilt das, egal ob bei Christen oder Konfessionslosen. Und ähnlich baut sich auch unser Kirchenverständnis auf. Da gibt es die Kerngemeinde, zu der alle gehören, die sich engagieren im Gemeinderat, Kirchenchor oder beim Gemeindefest und jeden Sonntag zum Gottesdienst kommen. Das sind sozusagen unsere Nächsten. Dann kommen weiter weg die, welche ab und zu sonntags in der Kirche erscheinen, dann die, die nur zu Weihnachten zu sehen sind oder bei der Erstkommunion bzw. Firmung. Und dann sind da die Fernstehenden, für die wir im 3. Hochgebet eigens beten: „Erhöre die Gebete der hier versammelten Gemeinde und führe zu dir auch alle deine Söhne und Töchter, die noch fern sind von dir.“ Das Bild, das hier gezeichnet wird, ist verführerisch: Die Nähe zur Kerngemeinde bestimmt demnach weitgehend die Nähe zu Christus. Missionarische Pastoral, so denken wir, hat deshalb die Aufgabe, die Fernen in die Nähe zu ziehen – erstmalig oder, wenn sie sich entfernt haben, wieder. Ist das falsch? Sicher nicht! Aber ich wiederhole es: Bis auf Ausnahmen funktioniert dieses pastorale Programm einfach nicht oder nicht mehr und das gilt bis in die eigene Familie hinein. Irgendetwas stimmt hier also nicht.

„Umänderung der Denkart“. Gefragt ist ein Perspektivwechsel. Jesus selbst versucht ihn in Gang zu bringen. Denn am Ende seiner Gleichniserzählung dreht er unvermittelt und ohne Kommentar die Ausgangsfrage um: Nicht: „Wer ist mein Nächster?“, sondern: „Wer ... ist dem der Nächste geworden, der unter die Räuber fiel?“ Das ist klassisch eine „kopernikanische Wende“. Der am Rand, der Verletzte, ist plötzlich das Zentrum. Er organisiert den Raum um sich herum: Wer ist mir Nächster, zum Beispiel ein nicht zum Gottesvolk gehörender Samariter, und wer nicht, nämlich der fromme Priester und der Levit, die an ihm vorbei geschlichen sind. Nicht der am Rand muss sich also in die Nähe bewegen, sondern die, welche zur Nächstenliebe aufgefordert sind und die der Verletzte gleichsam an sich zieht. Fazit für uns: Nicht die anderen „da draußen“ müssen sich bewegen, sondern wir. Aber wo ist der HERR? Er hat sich entfernt, denn er ist schon lange dabei, das verlorene Schaf zu suchen, wobei er die 99 Gerechten des bisherigen Kerns einfach zurücklässt, ja er identifiziert sich so mit dem Verlorenen, dass er nur in ihm zu finden ist: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder [der arm, hungrig, krank, fremd und obdachlos ist] getan habt, das habt er mir getan“, sagt er im Matthäusevangelium. Dem von ihm verlassenen Gottesvolk bleibt also nichts weiter übrig, als ihrem Herrn in diese Richtung nachzufolgen, um ihn dann überraschend dort zu finden.

„Metanoiete“. Das sagt Jesus gleich am Anfang des Markus-Evangeliums. „Kehrt um“ oder genauer, weil im Wort das griechische „nous“, d.h. „Vernunft“ steckt: „denkt anders“, „denkt größer“. Was wir an Um- und Abbrüchen, an Skandalen und Verlusten erleben, ist kein Betriebsunfall der Kirchengeschichte. Es ist gewollt: Das Reich Gottes kommt näher. Wir lesen und hören es, aber wer lässt sich schon gern aus dem Gedankentrott herauslocken. (Da geht mir wie den meisten Menschen.) Die Wissenschaftssoziologie redet vom Paradigmenwechsel und bemerkt: Er fällt selbst der Wissenschaft schwer umzudenken. Papst Franziskus nennt das: an die Ränder gehen. Exakter heißt das jetzt aber: Die Ränder sind gar nicht der Rand, sie sind das Zentrum, und wir, die Kirche, stehen plötzlich am Rand und müssen uns ins neu erkannte Zentrum bewegen. Das macht mir Bauchschmerzen: Das Hochgebet für die Söhne und Töchter, „die noch fern sind von dir“ – meint es nicht in Wahrheit uns als Gemeinde und weniger die anderen? Sogleich drängt sich die nächste provokative Frage auf: Sind vielleicht diejenigen, die auf Distanz zur Kirche gegangen sind, zuweilen Sendboten des Heiligen Geis-

tes, der sie in das unbegangene Gelände der forcierten Säkularität vorausschickt, in das die Kirche hinein erst noch folgen muss? Das Gleichnis Jesu vom Sämann mal anders gedeutet: Was sagen wohl die Samenkörner im Sack des Sämanns zueinander? „Die sind jetzt weg, und wir werden immer weniger.“

Daraus folgt These 3: Wir wechseln die Perspektive: Mission ist Sendung, nicht Magnetismus. Das zu sagen, ist einfach, es zu denken und umzusetzen, fällt uns sehr schwer – mir auch. Bitte prüfen Sie Ihre Vorstellungen von Pastoral, prüfen Sie die Strategiepapiere und Zukunftsgespräche, ob sie nicht eher das ekklesiozentrische Modell vor Augen haben: Mission ist „Mitgliederwerbung“, worauf sich dann alle Anstrengungen richten. Mission heißt aber vom Wort her „Sendung“ – und die ist von uns aus gesehen zentrifugal und geht nicht nach innen.

Plötzlich liest sich der Missionsbefehl am Ende des Mattäus-Evangeliums anders: „Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern, tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“, heißt es dort bekanntlich. Erstens machen wir das kaum, zweitens funktioniert es meistens nicht. „Umänderung der Denkart“ ist also nötig und schon liest sich der Text anders: „macht sie zu meinen Jüngern“ meint eigentlich nach Auskunft der Fachleute: „nimmt alle Völker als Schüler an“ und weniger: „macht sie zu Kirchenmitgliedern“. Und der Taufbefehl? Natürlich ist er wichtig und richtig – niemand der kommt, egal von wo, sei ausgeschlossen. Aber wie kommt es dann, dass der größte Volksmissionar aller Zeiten, Paulus, gleich am Anfang seines ersten Briefes nach Korinth betont: „Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkünden“? *Letzteres* scheint das Entscheidende zu sein. Eine andere Missionsgeschichte unterstreicht das. Jesus sandte seine 72 Jünger aus mit dem Befehl: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. [...] Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus! [...] Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist euch nahe.“ Ernte, nicht Aussaat ist das Thema. Ernte sieht und sammelt ein, was schon gewachsen ist. Jesus hat ja auch Fischer berufen, welche die zu fangenden Fische nicht selbst in den See gesetzt haben, sie sind Fachleute, sie zu finden und sozusagen abzuernten. Wo also, so muss missionarisch gefragt werden, ist die große Ernte von heute hier in Ostdeutschland? Das Reich Gottes *ist* doch schon nahe, sagt der Text, und wird nicht erst von den 72 zu den Leuten gebracht. Die Leute wissen es nur nicht – und wir sehen es oft nicht. Das Evangelium nichts davon, dass nach abgeschlossener Mission mehr als die 72 Jünger zu Jesus zurückkamen. Darf man dann sagen: „Hat ja nichts gebracht, wir sind nicht mehr Jünger als vorher?“

Es geht also bei missionarischen Anliegen nicht um ein „Comeback der Kirche“, wie manchmal zu lesen oder zu hören ist, sondern um „die Anderen“, die besucht werden sollen (falls sie uns einlassen!), die geheilt und vor allem auf jede Art und Weise informiert werden sollen. „Den Glauben vorschlagen“ – so lautet die geniale Formulierung der französischen Bischöfe, die ich schon im Zusammenhang mit dem Nostalgieproblem zitiert habe. Was die anderen mit diesem unserem Vorschlag machen, ist ihre Sache – und die des Heiligen Geistes. Die Authentizitätsfrage aller missionarischen Pastoral müsste deshalb lauten: „Würden wir es auch tun, wenn es uns nichts bringt?“ Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser betreiben, Straßenfeste organisieren, Initiativen in Gang setzen und unterstützen, Seelsorgerinnen in Gefängnisse, Polizeistationen und Militäroperationen schicken? „Würden wir es auch tun, wenn es uns nichts bringt?“ Kann die Frage mit Ja beantwortet werden, ist es o.k., wenn nicht, zumindest problematisch. Denn dann kann schnell der Eindruck auf der anderen Seite entstehen: Die interessieren sich doch eigentlich gar nicht für mich und wollen auch gar nichts für mich, sondern eigentlich und heimlich für sich selbst. Sie suchen nur mehr oder minder trickreich den Angriffspunkt oder das Einfallstor, um ihr Anliegen zu platzieren: Wie bekommen wir dich in die Kirche? Wie können wir das nötige Personal rekrutieren? Das ist Ekklesiozentris-

mus. Nach der kopernikanischen Wende ist das Zentrum aber nicht mehr bei uns, sondern woanders.

Ich warne sicherheitshalber noch einmal: Ich überziehe bewusst, um das krumme Holz, das ich selbst bin, gerade zu biegen. Also weiter:

Wer an fremden Türen klingelt, um eingelassen zu werden, sollte sich über die hinter der Tür und ihre „existentielle Kultur“ vorher gut informieren. Mission muss mit einem gewissermaßen ethnologischen Interesse erfolgen: Wer sind „die“? Wie leben „die“? Wie „ticken“ die? Was ist ihre Sprache? Erneut ist ein Perspektivwechsel nötig. These 4: Wir wechseln vom Defizienzmodell zum Alteritätsmodell: Die „anderen“ sind nicht mangelhaft / defizient, sie sind anders / fremd. Aus unserer neuen Perspektive betrachtet kann das aber schief werden: Das Defizienzmodell hat eine Norm im Hinterkopf, ist also normativ: Die anderen sind noch nicht oder nicht mehr der Norm entsprechend, sie müssen zumindest auf unser Niveau gebracht werden. Diese Sichtweise ist biblisch gut begründet: wir sind alle Sünder, auf Erlösung angewiesen, fern von Gott. Das Defizienzmodell zwingt sich unserem Denken förmlich auf, weil wir ständig mit Negationen arbeiten und sagen, was die Anderen nicht sind: *A*-theistisch, konfessions-los, un-gläubig, sie gehen *nicht* mehr in die Kirche etc. Der Nachteil des Modells ist aber: Wir kommunizieren nicht mehr auf Augenhöhe. Die missionarische Initiative kommt von oben: Sie belehrt, sie therapiert, und wer sich nicht überzeugen lässt, dem wird auch mal das „Gericht“ angedroht: „Spätestens wenn es ans Sterben geht, wirst du schon merken ...“. Noch kurioser wird es, weil auch die andere Seite ein Defizienzmodell hat: Ihr Christen seid sonst ganz normale Menschen, aber eben doch nicht auf der Höhe der Zeit, also unnormale, noch irgendwie infantil oder unaufgeklärt, ihr braucht eben noch einen Gott zur Krisenbewältigung. Da muss eben aufgeklärt, d.h. belehrt, therapiert oder zuweilen mit Druck nachgeholfen werden. Man kann sich ausrechnen, wie eine Kommunikation aussieht, bei der sich beide Seiten wechselseitig unterstellen, defizient bzw. mangelhaft zu sein. Lorient hätte seine Freude daran.

Das Alteritätsmodell dagegen ist deskriptiv, es beschreibt, ohne zu werten. Was nun in Gang gesetzt wird, ist Neugier auf die jeweils Anderen, auch wenn sie vielleicht fremd bleiben: „Wie kann man so leben? Wie kann man so denken?“ Das ist respektvoll und wertschätzend. Beide Seiten treten nun in einen Dialog auf Augenhöhe. Aber sie zielen nicht unbedingt auf einen Konsens, sondern sie halten den Dissens aus: Vielleicht sind am Ende beide besser belehrt, wo genau die Unterschiede liegen (in diesem Fall war es die Frage nach der Auferstehung), und das kann auch sehr produktiv werden. Schließlich hat ja keine der Seiten die Wahrheit für sich gepachtet, die sowieso immer größer ist als das, was du glaubst und denkst, und als das, was ich glaube und denke. Klassische Bibelstelle dazu ist die vom Unkraut und Weizen, das zur Vorsicht bei allen Bewertungen mahnt: Wir könnten das falsche ausreißen und das falsche fördern.

Wenn wir so die drei Felder betrachten, auf denen Kirche wirksam wird – Dienst bzw. Diakonie, Verkündigung und Zeugnis, Liturgie und Rituale –, dann müssen wir jetzt die Diakonie an die erste Stelle setzen. Damit ist nicht nur karitatives Tun gemeint, sondern eine Grundhaltung: „Der Menschensohn ist gekommen, um zu dienen, nicht um sich bedienen zu lassen.“ Kirche soll – ich sage es so technisch – also zunächst ein Dienstleistungsunternehmen sein. Wer sich als Dienstleisterin versteht, ist weniger in der Gefahr, von oben herab zu agieren, sondern eher von unten herauf. Wir 72 Jünger von heute sollen also höflich anklopfen und zuerst fragen: Was kann ich für Sie tun? Und erst danach kommen Verkündigung bzw. Zeugnis oder das Angebot von Gottesdienst und Liturgie.

Alteritätsmodell heißt beschreibend-neugieriges Vorgehen: Dann stellen wir etwas fest, was wir eigentlich zumindest in Ostdeutschland schon lange bemerken, aber meistens verdrängen: Auch ohne Gott lässt es sich gut und anständig leben. Den Konfessionslosen oder Religionsfreien (oder wie wir sie nennen wollen – die Bezeichnung tut hier nichts zur Sache) fehlt

nichts, zumindest empfinden sie im Durchschnitt nicht mehr oder weniger Mangel als wir Christen.

Ohne Gott lässt es sich gut und anständig leben. Ich brauche das nicht näher auszuführen, sondern tippe nur einige Punkte an. Es gibt keinen außergewöhnlichen Verfall der Wertvorstellungen als Folge der Säkularisierung, auch wenn das gern behauptet wird, wenn mal jemand wieder die Zeiten beklagt und die Verhältnisse kritisiert. Keine mir bekannte wissenschaftliche Studie stellt gravierende Unterschiede zwischen Christen und Konfessionslosen fest, wenn untersucht wird, was einem wichtig oder weniger wichtig ist. Viele sogenannte christlichen Werte sind inzwischen in der Gesellschaft so verankert, dass sie als humanistisch und vernünftig akzeptiert werden. Ob man sie dann auch lebt, ist eine andere Frage, aber da sind wir Christen ja auch immer auf dem Weg. Die „Anderen“ haben eine stabile Feierkultur auch ohne Religion: Schulaufnahme statt Erstkommunion, Jugendweihe statt Firmung oder Konfirmation, standesamtliche Hochzeiten und weltliche Beerdigungen; sie gestalten ihre Feste und ihre Freizeit auf ihre Weise und gehen eben eher zum Fußball oder fahren in die Natur bzw. zu Freunden statt in einen Sonntagsgottesdienst. Da fehlt nichts. Auch die sogenannten „Grenzsituationen“ wie Krankheit oder Tod sind kein Anlass zur Umkehr: Not lehrt nur diejenigen beten, die schon einmal beten gelernt haben. Und falls da plötzlich doch Sinnfragen aufbrechen oder sogar nichtreligiöse Menschen anfangen zu beten, sagen sie oft: Ich bin in einer solchen Situation nicht mehr normal; normalerweise stelle ich mir nicht solche Fragen oder bete sogar. Ich muss also die Krise bewältigen, dann hört das wieder auf.

Das ist zugegeben nur eine Skizze, aber lässt sich bei genauer Beobachtung im Bekanntenkreis oder in der Literatur durch viele Beispiele belegen, falls wir nicht in die Falle geraten, Äpfel mit Birnen, d.h. gute Christen mit schlechten Nichtchristen zu vergleichen (die anderen machen das übrigens umgekehrt genauso). Die Frage lautet jetzt – und sie wird uns zuweilen auch von den „Anderen“ gestellt: Warum und wozu sind wir eigentlich Christen, wenn es auch ohne Gott gut und anständig funktioniert und die Menschen auch als Ungetaufte in den Himmel kommen, wie wir mit guten Gründen vermuten.

Wir sind also nicht Christen, um unsere eigene Seele zu retten, sondern, um ein Wort von Augustinus abzuwandeln: „Mit euch bin ich Mensch, für euch – und nicht für mich – bin ich Christ.“ Ich überziehe wieder etwas, Sie merken es sicher, aber wir sind ja dabei, eine kopernikanische Wende zu versuchen. Als Mensch unter Menschen agiere ich auf Augenhöhe, als Christ agiere ich nicht von oben, sondern aus der Diensthaltung heraus: Was kann ich für euch tun – aus dem Geist des Evangeliums, aus meinem Glauben heraus? Und nicht zuletzt: Was kann ich von euch lernen und empfangen? Jede Gemeinde müsste sich regelmäßig fragen: Würde unserem Ort, unserer Umgebung etwas fehlen, wenn wir nicht mehr da sind? Wenn ja, was? Wenn nein, dann wäre schleunigst umzukehren, denn wir sind doch für „die“ da, nicht für uns.

Deshalb meine letzte These: Wir benötigen eine „Ökumene der dritten Art“. Als „Ökumene der ersten Art“ bezeichne ich die zwischen den Christen, als die „der zweiten Art“ die zwischen den Religiösen (meist interreligiöser Dialog genannt), als „Ökumene der dritten Art“ die zwischen Religiösen und Nicht-Religiösen. Damit es nicht zu Missverständnissen kommt, eine kleine Erläuterung: Das Wort ist keine christliche Erfindung. Es kommt vom griechischen „oikos“ und meint das Haus, die (gemeinsame) Wohnung, wie es ja auch im Wort Ökonomie steckt, was ursprüngliche Hauswirtschaft bedeutete. Es hat also einen ganz profanen Ursprung. Wenn wir also von Ökumene reden, müssen wir im eigenen Haus anfangen: Am Küchentisch und in der Nachbarschaft treffen ja inzwischen alle aufeinander: die Katholiken und Evangelischen, die verschiedenen Religionen im wachsenden Maße und auch die Religiösen und die Nichtreligiösen der verschiedensten „existentiellen Kulturen“. Ökumene meint entsprechend ursprünglich den (ganzen) bewohnten „Erdbereich“. Ein „ökumenisches Konzil“ ist beispielsweise nicht eins, wo evangelische und orthodoxe Christen dabei sind, sondern die

Versammlung der Kirchen aus aller Welt, die weltweit gültige Entscheidungen trifft. Ende der Erläuterung.

Die drei Arten von Ökumene sind jeweils sehr verschieden. Zwischen den Christen heißt es: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Zwischen den Religionen sind vielleicht gemeinsame religiöse und spirituelle Erfahrungen die Basis. Bei der Ökumene der dritten Art das gemeinsame Menschsein in all seinen Dimensionen. Trotzdem gibt es zwischen den verschiedenen Arten Berührungspunkte und Struktur analogien, wie die Fachleute sagen. Ich bin zuversichtlich, dass wenn man in einer dieser Arten nicht so recht vorwärts kommt, es manchmal gute Impulse aus den anderen gibt: Die Ökumene der Christen ist ja auch vor reichlich 100 Jahren entstanden, weil man auf andere Religionen traf, also die Ökumene der zweiten Art in Gang kam, und merkte, dass es unsinnig ist, sich vor den Augen der „Anderen“ in Glaubens- und Kirchenfragen weiterhin zu zerstreuen.

Da wir in unserem pluralen Teil der Erde jahrzehntelang Erfahrungen gesammelt haben besonders auf dem Gebiet der Ökumene der ersten Art, lassen sich einige Prinzipien heraus Schälen – Ergänzungen sind jederzeit möglich:

*Niemand versucht, „die (jeweils) Anderen“ auf die eigene Seite zu ziehen.* Das scheint das Gegenteil von Mission zu sein, zumindest wie wir sie bisher, vor unserer kopernikanischen Wende, verstanden haben. Kann man im Ernst einen solchen Imperativ formulieren und dann noch von missionarischer Pastoral reden? Ich gebe da zunächst zu bedenken, das bei der Ökumene der ersten Art das Gespräch sofort beendet wäre, wenn eine Seite als Ziel formulierte: Als Ergebnis sind hoffentlich alle katholisch – oder umgekehrt: alle evangelisch. Das hat sogar zu einem dreißigjährigen Krieg in dieser Region geführt – die Magdeburger Stadtgeschichte weiß ein trauriges Lied davon zu singen. So geht es also nicht. Hat der Versuch, möglichst viele auf die eigene Seite zu ziehen, überhaupt jemals zwischen den Religionen wirklich funktioniert? Manche werden auf die erfolgreiche Missionsgeschichte in der dritten Welt verweisen, aber was war mit der Judenmission? Wenig erfolgreich und inzwischen sogar als falscher Weg erkannt und offiziell beendet. Selbstverständlich sind Konversionen und Taufen nicht ausgeschlossen, und die Freude ist immer groß, wenn sich einzelne zu unserem Weg entscheiden. Aber das kann nicht das Ziel sein, wenn es um den jüdisch-christlichen Dialog geht. Ebensovienig erfolgversprechend war die Mission bei den Muslimen und – ich wage die realistische Prognose – auch bei den religiös Indifferenten um uns herum werden die Erfolge, sie auf unsere Seite zu ziehen, sehr überschaubar bleiben. Also sollten wir das tun, was ich schon andeutete: „Proposer la foi“ – den Glauben vorschlagen. Zweites Prinzip: Möglich viel gemeinsam tun. Die Menschheit braucht unseren gemeinsamen Dienst im großen und kleinen. Drittens: Relativismusverbot: Wir erliegen nicht der Beliebigkeit, als wäre es gleichgültig, ob ich Christ bin oder nicht, sondern wir schärfen unser Profil aneinander. Immer respektvoll und wertschätzend, um dem Gegenüber möglichst wenig weh zu tun besonders in den Angelegenheiten, die für es heilig und wichtig sind. In einem gastfreundlichen Haus zieht man die Schuhe aus und trampelt nicht mit Stiefeln ins Wohnzimmer und geht schon gar nicht ins Schlafzimmer. Aber im Kontakt mit „Anderen“ wissen wir besser als vorher, was typisch katholisch, was typisch christlich, was typisch religiös ist. Das schließt übrigens ein, das wir gegenseitig transparent sind, d.h. für die jeweils andere Seite mitdenken: Was sagt die zu dem, was wir jetzt sagen, was denkt die über das, was wir jetzt denken?

Und wohin geht das Ganze? Das wissen wir weder genau bei der innerchristlichen Ökumene noch beim interreligiösen Dialog, das wissen wir auch nicht beim ökumenischen Miteinander mit den Konfessionslosen und religiös Indifferenten. Das konkrete Ziel ist letztlich Gottes Sache. Ich vermute aber, es geht letztlich um den Aufbau des Leibes Christi. Das ist mein Bild für das Projekt, das seit Anfang der Zeiten von Gott in Gang gesetzt ist und das er zäh und geduldig durch die Geschichte nicht nur der Kirche, sondern der Menschheit, ja des ganzen Universums verfolgt, bis Christus alles in allem ist. Das Bild des Paulus vom Leib und den viele Gliedern, das er für seine Gemeinde in Korinth entwickelt, wo jedes Glied anders

ist, keines wirklich unwichtig und jedes auf die anderen angewiesen, gilt doch nicht nur für eine Gemeinde, sondern für die Weltgesellschaft: Nicht alle können alles, jede und jeder ist irgendwo Spezialistin und trägt hoffentlich zum Ganzen bei. Wir als Christen sind Spezialisten: Wir kennen uns in Gottesfragen aus, wir wissen, wie glauben und beten geht, wir haben von dem großen Projekt gehört, das man als Reich Gottes bezeichnet oder eben als Aufbau des Leibes Christi, wir können gezielt diesbezügliche Impulse setzen, stimulieren, ermutigen, heilen, auch kritisieren und die auseinanderstrebenden Kräfte zu integrieren versuchen. Andere tun anderes. Jede und jeder ist wichtig, damit das Ganze am Ende gelingt: die Muslime spielen ihren Part und auch die sogenannten Ungläubigen. Netze und Verbindungen entstehen durch konfessionsverbindende Ehen, durch religionsübergreifende Familienverbände, durch Heiraten zwischen Religiösen und Nichtreligiösen. Menschen interagieren in den verschiedenen Bereichen der Kultur, einige bremsen, damit es nicht zu schnell geht, einige treiben voran, damit es nicht zum Stillstand kommt, einige sammeln, andere streuen aus. Keine und keiner übersieht das Ganze, aber wir Christen können die Zuversicht einbringen, dass es gelingen wird, selbst wenn es immer wieder von Scheitern und Tod bedroht ist, weil wir DEN verkünden können, der hinter und in diesem allem salopp gesagt „die Strippen zieht“.

Zum Schluss kehre ich noch einmal zur These 3 zurück. Eine kleine kopernikanische Wende hat das Zweite Vaticanum vollzogen, als es die Position des Priesters während der heiligen Messe herumdrehte, so dass er ins Volk schauen muss. Ich weiß, es gibt einen nicht endenden Streit, ob man versus populum oder besser doch wieder – wie es seltsamer Weise heißt – versus Dominum, also in Richtung auf den Herrn zelebrieren sollte. Ich persönlich bin froh, dass ich den Herrn mit der gedrehten Richtung im Volk suchen darf, denn er ist ja mitten unter uns. Mein Privileg während der heiligen Messe ist, dass ich auch die ganze Zeit die Kirchentür im Auge habe, die sich gewöhnlich im Rücken der Gemeinde befindet. Ich kann so nicht nur sehen, wer zu spät kommt, sondern wichtiger: Sie ist die Ausgangstür, und auf die hin zielt nämlich der ganze Gottesdienst, den wir Messe nennen. Er endet, wenn er in Latein gehalten wird, mit dem Ruf „Ite missa est“, was wir gewöhnlich mit dem etwas sanften „Geht hin in Frieden!“ übersetzen. Es meint aber: Geht, es ist Entlassung, und im Wort „missa“ steckt das Wort „Mission“. Also: „Geht! Ihr seid gesendet!“ Als Priester habe ich also ständig vor Augen: Unsere Versammlung um Ambo und Altar ist orientiert auf den Kirchenausgang. Es ist wichtig zusammenzukommen, sich stärken zu lassen und sich gegenseitig zu stärken, Ruhe zu finden und Freude am Glauben und zuweilen auch mal eine gute Predigt zu hören, was sicher nicht immer gelingt. Aber das Ganze hat die Richtung: Raus mit euch! Ihr seid gesendet. Es ist nett, wenn wir noch eine Weile vor der Kirchentür zusammenstehen, aber dann heißt es: Nun ist es mal gut. Darum geht es doch nicht, sondern dass wir uns auf den Weg machen, jede und jeder dorthin, wohin er gesendet ist: Hinein in die forcierte Säkularität um uns herum. Und nur mit dieser Blickrichtung macht unser ganzes sakramentales Handeln, unser Beten und Singen überhaupt Sinn. Dort draußen spielt die Musik. Da draußen ist ER, den unsere Seele sucht. Also folgen wir der Super-Nova. Folgen wir dem Heiligen Geist, der damals wie eine Bombe in den Abendmahlssaal einschlug und die Apostel auseinandertrieb – bis nach Rom und sogar nach Indien. Ite, missa est.